

KAREL ČAPEK

Gespräche mit Masaryk

Erstdr. 1928–1935

(Auszug)



KAREL ČAPEK

Geb. 1890 in Swatonowitz, gest. 1938 in Prag

Der am Fuße des Riesengebirges aufgewachsene Sohn eines Landarztes, der von 1909 bis 1915 an der Prager Karlsuniversität Philosophie und Ästhetik studierte und mit einer Arbeit über den Pragmatismus dissertierte (1917), veröffentlichte bereits als Gymnasiast Gedichte. Seine frühen, 1916 erschienenen Erzählungen entstanden in Zusammenarbeit mit seinem Bruder, dem Maler und Schriftsteller Josef Čapek (1887–1945, KZ Bergen-Belsen). Bereits im ersten allein verfaßten Erzählband, „Boží muka“ (1917, Gottesmarker, dt. 1918), stellte Čapek die Möglichkeit, die Wirklichkeit objektiv erkennen zu können, in Frage, ein Thema, das er später in der sog. noetischen Trilogie „Hordubal“ (Eigenname, 1933, dt. 1966), „Povětrň“ (Der Meteor) und „Obyčejný život“ (Ein gewöhnliches Leben), beide 1934, ausführlich abhandelte. In den zwanziger Jahren entstanden seine phantastisch-utopischen und zivilisationskritischen Dramen und Romane wie „R. U. R.“ (Rossum’s Universal Robots, 1920, deutsch 1922, 1968) oder „Krakatič“ (1924, deutsch 1949). In dem 1936 veröffentlichten Roman „Válka s mloky“ (Der Krieg mit den Molchen, deutsch 1954) wandte er sich diesem Genre neuerlich zu. Neben zahlreichen Romanen und Erzählungen hinterließ Čapek, der von 1921 bis zu seinem Tod in der Redaktion der „Lidové noviny“ (Volkszeitung) arbeitete, ein umfangreiches feuilletonistisches Œuvre, Reiseberichte und Kolumnen. Als umfangreicher Freund und Gesinnungsgenosse von Präsident Masaryk und Vertreter einer demokratischen Politik prägte er wesentlich das kulturelle Leben der Ersten Tschechoslowakischen Republik mit. In der von ihm auf Grund gemeinsamer Gespräche aufgezeichneten Biographie Masaryks schildert er dessen Lebensweg von der Geburt bis zur Annahme der Präsidentschaft.

Das Kind und seine Welt

[...] Von Prag und von Böhmen wußte ich damals nichts. Für die Slowaken meiner Gegend gab es damals nur eine einzige Stadt: Wien. Nach Wien ging man von uns in die Lehre und zur Arbeit, mitunter bekamen wir herausgeputzten Besuch aus Wien. Einmal kam ein Fleischergeselle aus Budapest in ungarischer Tracht, mit Sporen an den Stiefeln, den Tschagan in der Hand – schade nur, daß er einäugig war; irgendwie paßte das nicht zu seiner Montur. Er kam in die Kirche; man sah ihn von allen Seiten an, als seine Sporen auf dem Pflaster klirrten. Über Wien schwadronierte uns ein slowakischer Wiener vor, da sei eine Brücke aus Gummielastikum; sie biege sich durch, wenn man über sie gehe und fahre. Die Tschechen nannte man „die goldenen Herren“; angeblich sagten sie immerzu „mein Goldener“. Von Prag erfuhr ich zum erstenmal etwas aus einem Buch aus der Reihe „Das Erbe der Kleinen“, in dem geschildert wurde, wie irgendeine Wanderfamilie in ihrem Wagen nach Prag fuhr und wie schön dieses Prag wäre. Ich fühlte mich als Slowake. Die Großmutter aus Kopčany hatte mir stets weiße slowakische Hosen zum Geschenk gemacht; ich ging aber städtisch angezogen. Als ich in die Realschule geschickt wurde, ließ man mir einen Anzug aus Vaters Kutscheruniform nähen; er war blau mit Metallknöpfen – in Hustopeče lachten mich die Jungen deswegen aus.

Hodonín war für mich schon eine große Stadt, besonders weil es einen Turm hatte, während in Čejkovice nur ein Glockenstuhl da war, eine Kirche ohne Turm. Hustopeče lernte ich auch bald kennen; Mutters Familie lebte dort. [...]

Lehrjahre

[...] Nach zwei Realschulklassen sollte ich an die Lehrer-Vorbereitungsanstalt kommen; dort wurden aber erst Knaben mit sechzehn Jahren aufgenommen, und so entstand das Problem, was man in-

zwischen mit mir beginnen sollte. Ich ging einige Zeit müßig und schlenderte herum. Das war in Hodonín; auf den Rat meiner früheren Herrschaft gaben mich meine Eltern nach Wien in eine Kunstschlosserei, weil ich ein wenig zeichnen konnte. Dort stellte mich der Meister bei einer Maschine zur Herstellung von Beschlägen für Stiefelabsätze ein. Man steckte einen Eisenstab in die kleine Maschine, zog den Hebel, und der gebogene Beschlag fiel heraus. Ich machte das einen, zwei Tage. Nachdem ich es aber eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen gemacht hatte, entlief ich nach Hause. Ich arbeitete immer gern; aber die stets gleiche Fabrikarbeit, die stets gleichen ein oder zwei Handgriffe hielt ich nicht aus! Vielleicht hätte ich noch ausgeharrt, aber einer meiner Mitlehrlinge stahl mir meine Bücher aus der Realschule; ich griff jedesmal, sobald ich mit der Arbeit fertig war, nach diesen Büchern und las in ihnen; als ich sie nicht mehr hatte, wurde mir so bange, daß ich nach Čejč davonlief. Besonders am Verlust eines Atlas trug ich schwer; darin war ich jeden Abend in der ganzen Welt herumge-reist.

In Čejč gab mich Vater zum Herrschaftsschmied, unserm Nachbarn, in die Lehre. Warum nicht? Die Schmiedearbeit gefiel mir. [...]

In Wien

Wien hatte für meine geistige Entwicklung große Bedeutung; ich verbrachte dort nicht weniger als zwölf Jahre, von 1869 bis 1882, dazwischen war ich ein Jahr (1876 bis 1877) in Leipzig. Mähren neigte damals zu Wien, und Brünn war, wie man zu sagen pflegte, eine Vorstadt von Wien.

Zum erstenmal war ich dort als Schlosserlehrling, einmal ging ich als Gymnasiast in den Ferien zu Fuß nach Wien. Beidemal lief ich eigentlich von dort weg, so bang wurde mir; durch den Aufenthalt in reiferen Jahren gewöhnte ich mich an die Stadt um so mehr, als ich hier eine Möglichkeit für meine Bildung und meinen Lebensunterhalt fand.

Ich kam am Wiener Akademischen Gymnasium in die sechste Klasse. Das Abitur legte ich 1872 ab. Die Oberschule wurde mir bald peinlich; ich hatte sozusagen viele Lebenserfahrungen, war verhältnismäßig alt und mußte mich selbst ernähren. In den ersten Jahren in Brünn schrieb ich den Zeugnisnoten noch einen Wert

zu; ich war auch mehrere Semester Primus, aber bald sagte ich mir, daß es genüge, die Schule anständig zu absolvieren und mich dafür nebenher mit Sprachen, den Dichtern, der Kunst und der Lektüre von Historikern, Philosophen usw. zu befassen. Ich war immer ein leidenschaftlicher Leser.

Einen starken Antrieb zum Lesen und Denken gab mir das Interesse für Religion, Politik und Nationalität. In Brünn kam ich durch den Pater Procházka zur Theorie des christlichen Sozialismus; dort konnte und mußte ich mir auch der nationalen Probleme bewußt werden, wie die Schule sie selbst bot – Schüler und Professoren schieden sich nach der Nationalität – und wie sie die tschechisch-deutsche Atmosphäre von Brünn, allerdings auch die tschechische und die deutsch-österreichische Politik, soweit ich sie verfolgen konnte, mit sich brachte. In Wien suchte ich tschechische Vereine auf, namentlich den Akademischen Verein [Akademický spolek]. Als Gymnasiast konnte ich noch nicht Mitglied werden. Ich vereinbarte mit dem Ausschuß, mich als Philosophie kandidat anzumelden, weil die zwei letzten Gymnasialklassen noch kurze Zeit vorher „philosophische Klassen“ oder kurz „die Philosophie“ genannt wurden. Nach einiger Zeit trat dasselbe Mitglied, das den Einfall mit der „Philosophie“ gehabt hatte, gegen mich auf, ich hätte kein Recht, Mitglied des Vereins zu sein; das war richtig, und so zahlte ich wieder Lehrgeld. Jede Lüge hat kurze Beine, auch die fraus pia.

Was ich werden würde, darüber dachte ich nicht viel nach. Als Gymnasiast wollte ich Diplomat werden; ich hätte gern die Orientalische Akademie besucht. Deshalb machte ich praktische Kurse der arabischen Sprache mit. Als ich dann sah, daß man in die Orientalische Akademie nur Adelige aufnahm, ließ ich diesen Gedanken fallen. Ich glaube, daß ich mir unter Diplomatie vor allem Reisen in ferne Länder vorstellte. Ich reiste immer gern, sei es auch nur im Atlas. Noch heute liebe ich Landkarten. Und immer interessierten mich die Statistik, die Verhältnisse in allen Ländern. Beim Abitur stellte mir der Geographieprofessor eine Frage aus der nationalen und religiösen Statistik Ungarns; ich wußte darüber mehr als er, und das nahm ihn und den Schulrat so sehr für mich ein, daß sie dann über meine Unkenntnis in andern Fächern, die mir nicht besonders lagen, hinwegsahen.

Nach dem Abitur ging ich an die Wiener Universität. Die Philosophie hatte mich schon lange interessiert; ich erinnere mich, wie

ich Professor Zimmermann, einen Herbart-Ästhetiker, aufsuchte, er möchte mir raten, wie ich die Philosophie fachgemäß anpacken solle. Er riet mir, die ganze Geschichte der Philosophie durchzulesen; welcher Philosoph mir am meisten zusage, den solle ich mir zu eingehenderem Studium wählen. [...]

Ich lebte vom Stundengeben; ein Tscheche namens Bilka hatte in Wien eine Erziehungsanstalt und brachte mich als Präzeptor in die Familie des Bankiers Schlesinger, des Direktors der Anglo-Österreichischen Bank; dort bekam ich ganze hundert Gulden und volle Verpflegung, was mehr als genug war. Im Kreise dieser Familie und ihrer Bekannten erhielt ich einen Einblick in das Leben reicher Leute. Die Reichen sind keineswegs glücklich, das viele Geld isoliert sie von den andern Menschen wie eine Mauer, und oft tragen sie alle mögliche Unvernunft und Widernatürlichkeit mit sich herum.

Freundschaft ist für einen jungen Menschen ein ebenso starkes Gefühl wie Liebe. Ich hatte einen lieben Freund, Herbert hieß er, ein Mitschüler vom Gymnasium, ein zarter und braver Junge, ein Historiker und Geograph; er war ein kranker Mensch und starb am Ende der Studienzeit. Sein Vater war Arzt bei einem siebenbürgischen Grafen gewesen. Ich besuchte Herberts Familie; er hatte zwei Schwestern. Ich denke noch heute an ihn; mein erster Sohn bekam zur Erinnerung an diesen Freund meiner Jugend den Namen Herbert.

Herbert besaß als Vermächtnis seines Vaters eine große Bibliothek, und so lasen wir zusammen die deutschen Klassiker aus dem 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ich selbst vergrub mich damals in die französische Literatur, in Chateaubriand, Musset und andere. Die Jugend in Wien befaßte sich mit Hebbel. Ich war stets skeptisch gegen modische Strömungen. Eine solche Strömung war unter den deutschen Studenten damals der Wagnersche Nationalismus, sowohl die Musik, als auch die germanische Philosophie Richard Wagners und seiner Kommentatoren. Mir blieb auch seine Musik fremd. Zu den Nationalisten gehörten Viktor Adler und Pernerstorfer, die späteren sozialistischen Abgeordneten; damals kam ich nur von ferne mit ihnen in Fühlung. [...]

Die Welt des Lesers

Mrs. Browning sagt in „Aurora Leigh“, daß der Dichter zweierlei Nationalität haben könne – aber das weiß ich nicht; man sagt oft, daß die Kenntnis einer Fremdsprache bedeute, ein Leben mehr zu leben – und darin habe ich einige Erfahrungen.

Deutsch konnte ich schon als Kind, von der Mutter her; aber die deutsche Sprache war mir doch nie eine zweite Muttersprache. Das erfuhr ich nur zu gut, als ich an die deutsche Realschule in Hustopeče kam. Die Jungen verlachten mein Deutsch, mit den deutschen Schulaufgaben hatte ich Schwierigkeiten; das hörte erst mit dem Gymnasium auf, und auch da nicht ganz. Als ich meinen „Selbstmord“ herausgab, las ihn ein deutscher Schriftsteller auf das Sprachliche hin durch; er fand etwa ein Dutzend Slawismen in dem Buch. In der deutschen Umgebung sprach ich fast immer tschechisch, zu Hause, mit Kameraden, in tschechischen Vereinen; deutsch hörte ich nur in der Schule, und Stunden gab ich in deutscher Sprache; aber vor allem las ich deutsch.

Ich kam bald auf Goethe und Lessing. Goethe packte mich anfangs mehr durch seine Lyrik als durch den „Faust“, und Lessing lenkte mich auf die Griechen und Römer hin. Außerdem eröffnete mir die deutsche Sprache die Bildungsliteratur und in Übersetzungen vor allem die Weltliteratur. Shakespeare und die andern großen Dichter lernte ich zuerst durch deutsche Übersetzungen kennen.

Unter dem Einfluß Wiens befaßte ich mich ziemlich viel mit der österreichischen Literatur, mit Grillparzer und anderen; ich versuchte, durch diese Literatur Österreich und Wien zu verstehen. Mit Interesse verfolgte ich die Literatur aus Böhmen (Hartmann, Meißner) und lese unsere deutschen Schriftsteller noch heute mit Aufmerksamkeit. Von den Dichtern, die ungarischer Herkunft waren, fesselte mich Lenau durch seine Poesie und sein Leben; auch Karl Beck stammte aus Ungarn, in Wien kam ich indirekt in Berührung mit ihm. [...]

Erst an der Universität in Wien und später, wo und wann immer ich Zutritt zu Bibliotheken hatte, studierte ich die französische Literatur systematischer; ich kam auch auf Rabelais – in ihm fand ich den eigentlichen französischen Charakter. Sehr fesselte mich Molière; von den Lyrikern liebte ich Musset am meisten; aus Chateaubriand übersetzte ich mir dieses und jenes sogar selbst, so nahe war

er meinem Romantismus. Von Denkern beschäftigte mich Descartes und dann Comte; tief ergriff mich Pascal, in Maistre studierte ich den Katholizismus. Rousseau hielt mich durch seine „Heloïse“ ebenso gefangen wie durch seinen „Gesellschaftsvertrag“. Voltaire las ich, aber er machte keinen besonderen Eindruck auf mich, im Gegensatz zu d’Alembert. [...]

Als Europäer bin ich Westler – das sage ich für die Slawophilen, die in Rußland und im Slawentum etwas Übereuropäisches erblicken. Die besten Russen waren gleichfalls Westler.

Und unsere Literatur, die tschechische und die slowakische? Ich las sie viel und kenne sie, wie ich sagen kann, ziemlich gründlich; aber die junge Generation ist in und mit ihr aufgewachsen und kann sie daher besser schätzen. In meiner Kindheit und Schulzeit war sie keine so umfangreiche und vollendete Literatur wie jetzt. Ich kam zur tschechischen Literatur, als ich mich schon in die Weltliteratur eingelesen hatte, der Vergleich mit den Weltvorbildern ließ keine Begeisterung zu; darum waren meine Kritiken unserer Dichter zumeist negativ.

Am liebsten ist mir Mácha, obwohl ich in ihm nur einen Anlauf und etwas Unfertiges sehe, allerdings etwas Geniales; ich liebe Nĕmcová, Neruda, Havlíček, nicht nur den Publizisten, sondern auch den Dichter. Immer interessierte mich Vrchlický. In seiner Lyrik ist viel Ausgezeichnetes, aber man muß es aus seiner Überproduktion herausfinden. Ich kenne wohl alle unsere und alle slowakischen Romane – ich bemerkte, daß unsere Lyrik stärker ist als die Romane. Vor allem fehlt uns *ein* tschechischer und slowakischer Roman, nämlich einer, in dem unsere gegenwärtigen nationalen und nun auch staatlichen Probleme behandelt werden und aus dem der heimische wie der fremde Leser den Geist der Nation schöpfen könnte; man vergleiche zum Beispiel die Höhe des skandinavischen Romans mit dem unsrigen. [...]

In unseren Jungen spüre ich ein starkes künstlerisches Streben und die Sehnsucht nach der Welt, nach dem Weltniveau. Vor dem Krieg und kurz danach waren unsere geistigen Kräfte einseitig politisch befangen; auch die allgemeine Armut engte uns ein, der tschechische Schriftsteller konnte sich durch Literatur nicht ernähren. Die Selbständigkeit, die Republik kann unser Geistesleben freier machen; das wird der Literatur zugute kommen und kommt ihr schon zugute, wie man an dem Interesse des Auslandes für sie und unsere Kunst überhaupt sieht. [...]

Universitätsjahre

Während meiner Wiener Studentenjahre übte der Philosoph Franz Brentano als Lehrer und Mensch den größten Einfluß auf mich aus. Ich besuchte ihn sehr häufig. Seine Vorlesungen, die an Nachmittagen lagen, konnte ich nicht hören, weil ich durch meine Privatstunden gebunden war.

Franz Brentano war katholischer Priester gewesen, aber aus der Kirche ausgetreten, weil er dem vatikanischen Konzil und dem Dogma von der Unfehlbarkeit nicht zustimmte. Dieses Konzil war auch für mich ein Stein des Anstoßes. [...]

Das tschechische Leben in Wien sammelte sich in den Arbeitervereinen, dann in der „Beseda“ und im Akademischen Verein. In diesem gab es zumeist Leute aus Mähren; einige Prager gefielen mir weniger. Drei Semester lang war ich auch Vorsitzender des Akademischen Vereins – warum? Nun, jemand mußte Vorsitzender sein, und ich hatte ein wenig Geld – ich ließ es fast ganz in dem Verein, wenn er etwas brauchte. Geld aufzuheben, kam mir niemals in den Sinn. [...]

Meine erste gedruckte tschechische Arbeit war ein Artikel über Platos Vaterlandsliebe, der in einem mährischen Almanach erschien; dann ein Essay über den Fortschritt, auch in einem Alma-



nach. Damals gab ich mir den nom de plume Vlastimil; in meinen späteren Fehden in Prag klagten mich meine patriotisierenden Gegner an, daß ich ihn abgelegt habe, als ich an die deutsche Universität kam. Ich aber hatte mich geschämt, meinen Patriotismus so auszurufen. Als Wiener Dozent hatte ich doch meinen Vortrag über den Hypnotismus tschechisch herausgegeben.

*T. G. Masaryk nach der
Promotion (1876)*

Meine Doktorthese (1876) lautete „Plato über die Unsterblichkeit“. Ich habe sie mit vielen anderen Manuskripten verbrannt. Etwas Gutes mag an ihr gewesen sein, aber wer wollte so etwas aufbewahren!

Nach Leipzig ging ich schon als Doktor der Philosophie im Herbst 1878. Leipzig ist der Ort, wo ich meine Frau kennengelernt habe.

An der Universität befaßte ich mich mit Philosophie und Theologie. Ich studierte den Protestantismus, wie er sich in dem protestantischen und gebildeten Lande offenbarte. Wenn ich mich richtig erinnere, schrieb ich in Leipzig einen Artikel über den Fortschritt; er läßt erkennen, wie ich mich in der religiösen Frage entwickelte und reifer wurde. Im ganzen war ich noch nicht klar, nicht entschieden genug.

Mit den Kameraden in Wien stand ich in Briefwechsel. [...]

An der Schwelle

Ja, meine Ehe vollendete meine Erziehung, meine Lehr- und Wanderjahre. Ich war 28 Jahre alt, als ich heiratete; bis zum Jahre 1882 dozierte ich in Wien.

Tag um Tag hatte ich Sorgen ums Brot, und dabei kamen Bankiers zu mir, die mir im Hinblick auf meine erheirateten „amerikanischen Millionen“ ihre Dienste anboten! In den Ferien in Klobouky kam eine Deputation aus dem ganzen Bezirk zu mir, ich möchte eine Bahn von Hustopeče nach Klobouky bauen lassen. Ironie des Schicksals! Aber es lag darin auch viel Humor. Ein Mitbürger von Klobouky kam zu Besuch und machte viele Umschweife, bis er schließlich gestand, daß er gekommen sei, um meine Frau zu sehen, weil er noch niemals – eine Schwarze gesehen habe.

Die Sorgen ums Brot verschlimmerten sich noch, als ich während der nächsten Ferien an Typhus erkrankte und verspätet nach Wien zurückkehrte; aber ich bekam wieder Stunden, mit Hilfe der Frau Hartmann, der Witwe unseres deutschen Revolutionsdichters Moritz Hartmann. Unter anderm hielt ich Vorträge in einem Kreis von Damen im Hause des bekannten Chirurgen Billroth. Meine ersten Vorlesungen an der Universität handelten über den Pessimismus. Geistig mußte ich damals als Dozent meine Kenntnisse vermehren; der Umfang meines Wissens war ziemlich groß, bedurf-

te aber der Vertiefung und Systematisierung. Wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, studierte ich die Literatur der großen Nationen und bemühte mich theoretisch und praktisch um eine philosophische Synthese.

Durch die aktive Politik unserer Abgeordneten wurde die Errichtung der tschechischen Universität in Prag erreicht. Dorthin wurde ich im Jahre 1882 als Professor der Philosophie berufen.

Im Grunde hätte ich lieber den Lehrstuhl für Soziologie gehabt, aber den gab es in Österreich nicht. Die Soziologie war in Frankreich, England, Amerika, Italien und anderswo schon als Wissenschaft anerkannt, aber in Deutschland und Österreich wollten die Fachmänner nichts von ihr hören. In Deutschland war eigentlich nur die Geschichtsphilosophie anerkannt, doch war es unklar, in welchem Verhältnis sie zur Soziologie und Geschichte stand. Auch meine Arbeit über den Selbstmord, mit der ich mich an der Universität habilitiert hatte, gehörte gleichsam in kein Universitätsfach. Ein Professor der Philosophie meinte, ich sollte sie bei der Rechtsfakultät einreichen, einem andern schien sie etwas Sozialistisches zu sein –, ich muß Brentano und Zimmermann dafür danken, daß sie mich trotzdem habilitierten. [...]

Mein Übergang von Wien nach Prag bedeutete für mich eine neue Krise, die ich schon in Wien durchmachte. Ich fürchtete die Kleinheit Prags, ich war den Menschen dort ganz unbekannt, dem nationalen Leben entfremdet, obgleich ich gelegentlich als kleiner tschechischer Schriftsteller aufgetreten war. Diese Entfremdung steigerte sich in Prag in gewissem Maße nicht nur während der Handschriftenkämpfe, sondern auch durch die darauf folgende Beteiligung an der Politik.

Ich gründete Nationalität und Staatlichkeit auf Moralität und geriet so in Konflikt nicht allein mit den politischen Parteien, sondern auch mit dem engen Kreis von Bekannten, die den sogenannten Nationalismus über alles stellten und als vis motrix allen Lebens, des Einzelmenschen und der Gesellschaft, betrachteten. Ich sehe heute, daß ich mir noch nicht klar genug war und darum Fehler beging, Fehler nicht nur in der politischen Praxis, sondern auch in der Theorie.

Sehen Sie, seit der Zeit, in der ich in Čejč das Schmiedehandwerk gelernt hatte, kam ich aus dem Arbeiten nicht heraus. Als ich schon Präsident geworden war, suchte mich der deutsche Philo-

soph Fritz Mauthner auf, er wollte nichts anderes, als sehen, wie ein glücklicher Mensch aussehe.

Glücklich! Warum nicht? Aber wenn ich Schmied in Čejč geblieben wäre, wäre ich wohl ebenso glücklich, wie ich es jetzt bin. Die Hauptsache ist, ein an Ereignissen und innerer Entwicklung reiches Leben zu haben – und damit kann ich zufrieden sein. Visuri!

Der Privatdozent

Als ich in Wien als verheirateter Privatdozent begann, war das kein leichtes Leben. Wir wohnten in einer Stube mit einem Fenster und einem Vorraum, durch einen eigentümlichen Zufall gerade neben dem Haus, wo ich als Junge Schlosserlehrling gewesen war. Das Frühstück bereiteten wir uns zu Hause, sonst aßen wir in einem billigen Wirtshaus um die Ecke – was lag daran, es war ein Studentenleben, aber es ging. Schwerer wurde es, als die Kinder kamen.

In jener Zeit arbeitete ich meinen „Selbstmord“ um. [...]

Privatdozenten bezogen kein Gehalt. Für kurze Zeit nahm ich eine Hilfslehrerstelle an einem Wiener Gymnasium an; aber diese Art Schule bekam mir nicht. Ich unterrichtete privat den Sohn des Professors Theodor Gomperz, des Philosophen und klassischen Philologen. Dieser Sohn, Harry Gomperz, ist jetzt Professor der Philosophie in Wien. Ich gab ihm auch Lateinunterricht. Dazu hatte ich mir eine besondere Methode zurechtgelegt: ich ließ meinen Schüler Sätze übersetzen, die von dem handelten, was ihn im täglichen Leben interessierte; wenn er zum Beispiel im Rechnen bei der Multiplikation hielt, so lernte er sie lateinisch. Die Methode bewährte sich sehr gut.

Am bittersten war es, wenn ich mir Geld leihen mußte. Selbst von Brentano borgte ich mir einmal 80 Gulden, die ich ihm erst von Prag aus abzahlte. Ja, das Schuldenmachen war mir schrecklich, aber ich hatte mir vorgenommen, meiner Frau keine materiellen Sorgen zu bereiten, und das half mir dabei, auch das Unangenehme zu tun. Einmal ging es mir schlecht, da suchte mich ein junger Wiener auf, Herr Oelzelt-Newin, später Dozent der Philosophie; er wollte in die Philosophie eingeführt werden, ich sollte mit ihm die Philosophen, vor allem Kant, lesen. Er honorierte mich sehr anständig. Damals hatten wir schon zwei Kinder, Alice und Herbert. Ich machte eine Typhuserkrankung durch, und auch meine Frau

wurde krank; Herr Oelzelt-Newin lieh mir einige Tausend Gulden – das war viel Geld. Ich gab sie ihm auch erst zurück, als ich in Prag lebte. Die Not dauerte drei Jahre, 1879–1882.

Das Leben spielte sich so ab: Vormittags bereitete ich mich auf die Vorlesungen vor und sammelte Quellenmaterial in der Bibliothek; zweimal wöchentlich hatte ich Vorlesung, nachmittags gab ich Stunden, am Abend machte ich den „Selbstmord“ druckfertig. Für gesellschaftliche Beziehungen hatte ich weder Zeit noch Lust. In den Ferien fuhren wir nach Klobouky bei Brünn zu den Eltern.

Ich wußte, daß ich in Wien nicht so bald Professor werden würde; es handelte sich also darum, etwa nach Czernowitz an die Universität zu gehen oder nach Deutschland. Dessen wurde ich mir bewußt: ging ich dorthin, so wurde ich deutscher Schriftsteller, würde deutsche Bücher herausgeben müssen, bliebe aber doch Tscheche, wenn auch ein verlorener Tscheche wie irgendein Schneider in Berlin oder ein Farmer in Texas. Der Mensch ist das, als was er geboren wird.

In jener Zeit wurde nun die tschechische Universität in Prag begründet, und ich bekam eine Berufung. Ich ging.

*

Gern? Eigentlich ungern. Ich hatte Befürchtungen wegen meines Tschechisch, und vor den damaligen tschechischen literarischen und philosophischen Verhältnissen war mir bange. Prag kannte ich nicht; bis dahin hatte ich es nur auf Reisen berührt.

Die tschechische Literatur kannte ich unvollständig. In der Schule in Brünn hatte es gleichsam keine gegeben, erst in Wien suchte ich mir zusammen, was ich erlangen konnte. Die Tschechen in Wien waren zumeist Arbeiter; ich hatte keine Zeit, regelmäßig mit ihnen zusammenzukommen. Es gab tschechische Beamte genug in den Ministerien, aber die waren Honoratioren, an die ich als Student nicht herankam, und als Dozent hatte ich keine Zeit dazu. Ich kam also nach Prag, ohne das tschechische Leben und die Menschen zu kennen. Ich las mich in unsere Literatur und Geschichte ein und faßte auch allmählich Fuß in der Prager Gesellschaft. Meine Frau lernte Tschechisch und war von der Mission unseres Volkes überzeugt. Das war eine große moralische Stärkung für mich, besonders als ich bald darauf in Opposition zu den bei uns landläufigen Anschauungen trat.

Meine Frau hatte Wien nicht geliebt; ich war an Wien gewöhnt, denn ich hatte zwölf Jahre dort verlebt. In den Familien, wo ich unterrichtete, hatte ich auch das gebildete und liberale Wien kennengelernt – aber verwachsen war ich nicht damit; das Wienertum stand mir im Wege. Von dem kulturellen Wien stand und blieb mir der Philosoph Brentano am nächsten. Ich machte den gleichen Konflikt mit dem Katholizismus durch wie er, wegen des Dogmas der Unfehlbarkeit.

Auch für mich war damals meine Trennung von der katholischen Kirche die Hauptsache. In meinem „Selbstmord“ sieht man, wie ich die Religion und vor allem den Verlust des Glaubens bewertete. In diesem Buch habe ich dargelegt, daß das Leben ohne Glauben an Sicherheit und Kraft verliert. Das besagt eigentlich alles. Ich habe schon erwähnt, daß es ein unfertiges Buch ist – ich bin auch heute noch nicht damit fertig. Und sehen Sie, trotzdem hat man mich wegen des Buches für gottlos erklärt. [...]

Nach Prag

Nach Prag kam ich im Jahre 1882. Das geschah so: In Wien produzierte sich der Hypnotiseur Hansen. Ich ging hin, um mir seine Produktionen anzusehen, und besuchte ihn. Dann luden mich unsere Studenten ein, ihnen im tschechischen Akademischen Verein darüber einen Vortrag zu halten. Man erblickte damals in der Hypnose noch etwas Geheimnisvolles, einen „Magnetismus“ und ähnliches. Ich erklärte Hansens Versuche psychologisch, also als Hypnose. Für die Erklärung der hypnotischen Körperstarre fehlten mir die Fachkenntnisse. Nach dem Vortrag riet mir Herr Penížek, damals mein Hörer und später Journalist, meine Ausführungen drucken zu lassen. Er half mir selbst, mein mangelhaftes Tschechisch zu verbessern, und schickte die Arbeit nach Prag. Sie sollte irgend woanders erscheinen, aber schließlich bekamen sie die Professoren Goll und Hostinský in die Hände – sie redigierten nämlich eine Folge von Vorträgen – veröffentlichten sie und machten Professor Kvíčala auf mich aufmerksam. Kvíčala war Abgeordneter und hatte bei der Gründung der tschechischen Universität in Prag viel mitzureden. Daraus wurde ein Antrag an mich, als Extraordinarius der Philosophie nach Prag zu kommen. Kvíčala und das Wiener Ministerium versprachen mir, ich würde nach drei Jahren Ordinarius werden. So ging ich. [...]

Ein Extraordinarius bezog ein Jahresgehalt von 1.800 Gulden. Vielleicht hätte ich durch irgendein kleines Nebenamt etwas dazuverdienen können, aber ich wollte unabhängig bleiben. Selbstverständlich ging es uns unterschiedlich, auch Geld ausleihen mußte ich mir wieder manches Mal. Nach drei Jahren sollte ich Ordinarius werden; der Antrag auf Ernennung war schon vorbereitet, aber ich verwickelte mich nolens volens in den Handschriftenstreit. Ein Teil der Professoren war deshalb gegen mich, und die Abstimmung über meine ordentliche Professur fiel so aus, daß elf Stimmen für mich waren, elf gegen mich. Darauf sollte das Ministerium in Wien die Entscheidung fällen. Es ließ die Sache aber in salomonischer Weise unentschieden; man mochte mich nicht, man wollte an der Universität Ruhe haben. Aus Prag kamen Denunzianten nach Wien, ich sei ein Jugendverderber, ein Chauvinist, verwürfe Kant und die deutsche Philosophie u. a. Erzbischof Schönborn und einige unserer einflußreichsten Leute waren gegen mich. Man sandte einen Bericht über meine Vorlesungen über praktische Philosophie nach Wien, ich spräche über Prostitution und verdürbe dadurch die Jugend. Man stelle sich vor, daß vor Juristen und Philosophen über ein so furchtbares moralisches Problem wie die Prostitution nicht gesprochen werden sollte! Als ich nach Rußland reiste, wurde nach Wien gemeldet, ich wäre ein Russophile und Panlawist. Solcher Dinge gab es viele – jetzt ärgere ich mich darüber nicht mehr. Ich sah daran, wie verkrümmt die Menschen durch Unfreiheit werden. Selbstverständlich mißtraute man mir in Wien. Deshalb mußte ich dreizehn Jahre warten, bevor ich Ordinarius wurde. Erst Minister Hartel war so vernünftig, daß er sich nicht fürchtete, all den Klagen und Denunziationen entgegenzutreten.

So hatte ich anfangs eine Menge Sorgen. Damals, ich glaube im Jahre 1884 oder so herum, geschah auch folgendes: Ich hatte in Wien einen Schüler gehabt, namens Fleisch, den Sohn eines bekannten Brünner Fabrikanten. Er kam mir nach Prag nach und besuchte mich. Es war ein melancholischer Junge. Dann ging er nach Berlin weiter, und dort erschöß er sich. Mir vermachte er Geld. Ich erbte ungefähr 60.000 Gulden. Das hielt mich über Wasser. Ich konnte meine Schulden bezahlen, den Eltern helfen, meinem Bruder Ludvík in Hustopeče eine Druckerei einrichten, das „Athenaeum“ herausgeben.

Lange reichte das Geld nicht aus. Und damals sagte man, ich

hätte das Geld von einem Selbstmörder erhalten, weil ich den Selbstmord verteidigt hätte! [...]

Universität und andere Interessen

Als ich von Wien nach Prag ging, dachte ich nur an eine Professorenlaufbahn; ich fürchtete Konflikte und wäre ihnen lieber ausgewichen. Es ist nicht richtig, daß ich von Natur aus ein Kampfmensch bin. Niemals wollte ich im Vordergrund all der verschiedenen Affären und Polemiken stehen; gewöhnlich brachten mich andere hinein.

An unserer neuen Universität fand ich recht kleine Verhältnisse vor: keine Kritik, keinen Meinungsaustausch. Da ich sah, daß uns ein fachkritisches Organ fehlte, gründete ich die Monatsschrift „Athenaeum“, sie brachte Rezensionen heimischer und fremder Fachschriften, aber auch belletristischer Werke; für mich bildete ja die Belletristik stets eine ebenso wichtige Quelle der Erkenntnis wie die Wissenschaft. Das „Athenaeum“ erschien ungefähr zehn Jahre. Es fehlte ihm viel, um eine gute Revue zu sein, aber es war wenigstens etwas.

Ich bemerkte auch, daß sich unsere neue Universität nicht genug um die Volksbildung kümmerte. Deshalb schlug ich vor, Kurse für breitere Kreise zu veranstalten, und hielt selbst solche Kurse und Vorträge ab. Ich schrieb, daß wir eine zweite tschechische Universität haben müßten. Ich sah, daß uns auch ein Lexikon fehlte; Riegers Wörterbuch war für seine Zeit gut gewesen, aber schon veraltet. Ich setzte mich mehr für eine wissenschaftliche Enzyklopädie ein, etwa wie die „Encyclopedia Britannica“, fand Mitarbeiter und einen Verleger. Aber der Handschriftenstreit kam dazwischen [...]. [...]

Politik

Die Politik hat mich stets interessiert. Schon die Dorfstreitigkeiten zwischen Slowaken und Hanaken, später zwischen uns tschechischen und deutschen Jungen in Brünn waren Politik im kleinen – ich mußte mir des Verhältnisses zwischen Tschechen und Deutschen bewußt werden. Auch meine Absicht, die Konsularakademie zu besuchen, war halb Romantik, halb unbewußtes politisches Interesse.

Meine Beziehung zur Politik war anfangs nur theoretisch; da fesselte mich schon Plato durch sein Philosophieren über Politik, und als ich mich mit Soziologie zu beschäftigen begann, geriet ich eo ipso mitten in die politischen Probleme.

Natürlich reagierte ich immer auf politische Ereignisse. Schon als Student schrieb ich für die „Moravská orlice“ meine ersten Artikel gegen die Politik der Passivität. In Wien pflegte ich zur Bahn zu gehen, um zu sehen, wie die tschechischen Abgeordneten zur Parlamentstagung ankamen. Damals verfolgte ich beständig den Kampf der Tschechen mit den Deutschen; aber ich begriff schon damals, daß dies eigentlich ein Kampf gegen Österreich war, und hatte zu Österreich ein ziemlich negatives Verhältnis.

Als ich nach Prag kam, war ich zunächst von kulturellen und wissenschaftlichen Interessen erfüllt. Da war das „Athenaeum“, die Universität, das Konversationslexikon, die Handschriftenfrage, und aus dem Handschriftenstreit wurde eine journalistische und politische Affäre. Die Revision der angeblichen altslawischen Kultur wurde zur Revision des ganzen Kulturlebens der Gegenwart. Eigentlich brachten mich diese Kämpfe und Polemiken in die aktive Politik hinein. Ich lernte unsere Mängel, das niedrigere Niveau unserer Presse und der öffentlichen Meinung kennen, aber auch anständige und feine Menschen. Auch das kam mir zugute, daß ich oft unwillkürlich und manchmal aus Torheit soviel Zorn und Feindschaft gegen mich erregte. Damals sagte ich mir. „Es geschieht dir recht, was mischst du dich ein!“ Heute sehe ich, daß man auch durch Haß bekannt und eine Autorität wird. Der Haß vergeht, der Name aber bleibt den Menschen im Gedächtnis haften. Das sage ich heute auch denjenigen, die sich nach allen Seiten wehren müssen ...

Damals fanden wir uns zusammen, ein paar Männer, es war eine Gruppe von Professoren: Kaizl, Kramář, auch Heyrovský und Rezek; Goll wurde gleichfalls zu uns gezählt, aber zu Unrecht.

Ein richtiges politisches Programm besaßen wir nicht, vielmehr hielten wir als Generation zusammen. Irgendwie wollten wir die Verhältnisse verändern, die Zeitungen und die Universität verbessern; wir waren für eine positive und aktive Politik – ein klares Programm war das nicht, vielmehr eine Richtung, eine kritische und wissenschaftliche Richtung [...]. [...]

Ich glaube, es war im Jahre 1889, da siegten die Jungtschechen in den Wahlen. De facto war zwischen ihnen und den Altschechen

kein so großer Unterschied mehr, wie es nach ihren journalistischen Streitigkeiten hätte scheinen können. Die Jungtschechen brauchten neue Leute für das Parlament. Deshalb traten sie an uns heran, und wir hielten es für unsere Pflicht, uns ihnen zur Verfügung zu stellen. Die Alttschechen hatten im ganzen bessere Männer und waren gebildeter, aber politisch starrer. In den nächsten Parlamentswahlen, es war 1891, wurde ich als jungtschechischer Abgeordneter im Bezirk von Domažlice (Taus) gewählt.

Im Wiener Reichsrat interessierte mich zunächst das Parlament selbst. Ich nahm mir mehrmals die Konstitution und die Geschäftsordnung vor, aber zwischen Verfassung und Parlamentspraxis besteht etwa ein Unterschied wie zwischen dem Evangelium und den Kirchen. Ich beobachtete und machte mir meine Gedanken. Die Regierungstribüne kam mir wie der Altar vor, wir darunter waren die Gläubigen. Bald entdeckte ich im Parlament die gute Bibliothek; ich ließ nach Möglichkeit keine Sitzung aus und las während der Sitzungen politische Literatur. Damals war ich politisch noch sehr unreif und unerfahren. [...]

Die neunziger Jahre

[...] In der Literatur gährte es zu jener Zeit. Damals kam die fremde Literatur in vollen Strömen zu uns, die französische, von Zola angefangen bis über die Symbolisten hinaus, dann die nordischen Autoren, Ibsen begann zu wirken. Ein Symptom dieser Bewegung war Machar mit den „Konfessionen“. Die russische Literatur, namentlich Tolstoj und Dostojewskij begannen ihren Einfluß auszuüben. Auf einmal war eine Fülle neuer Eindrücke und Maßstäbe da. Auch die Universität wurde dadurch sehr einflußreich, daß sie national war. Der Realismus betonte die Wissenschaft als wichtigen Bestandteil der Nationalität. Kurzum, die neunziger Jahre waren eine starke und wichtige Zeit. Es war ein Auftun von Fenstern und Wegen in die Welt und ein Suchen nach sich selbst.

Ich gab damals, nach dem „Athenaeum“, die Zeitschrift „Nasě doba“ heraus. Der neue Verlag Laichter verbreitete wissenschaftliche und philosophische Bücher. Politisch versenkte ich mich nach den zweijährigen Erfahrungen im Wiener Parlament in das Studium der Entwicklung unserer Parteien und der tschechischen Politik seit dem Jahre 1848. [...]

Slowakei

Eigentlich war ich von klein auf halb ein Slowake. Mein Vater war ein Slowake aus Kopčany, sprach bis zum Tode slowakisch, und auch ich sprach slowakisch; eines Unterschieds zwischen den ungarischen und den mährischen Slowaken, unter denen ich als Kind aufwuchs, war ich mir nicht bewußt. Wenn die Großmutter aus Kopčany uns besuchte, brachte sie mir jedesmal breite slowakische Hosen als Geschenk mit; ich zog sie über Nacht im Bett an, weil ich sonst, wie man sagte, nach Herrenart gekleidet ging. Die Beziehungen meiner Familie zu Kopčany und Holič waren eng; in Kopčany kam ich schon als Kind mit dem Ungarischen in Berührung. In der Familie blieben ein paar ungarische Worte haften; wir sagten zum Beispiel „halgas“ (schweig) und ähnliches. Ein, zwei Sprößlinge aus Vaters Familie wurden völlig magyarisiert. Noch nach Prag kamen mir Kusinen aus Ungarn nach. In Wien suchte ich auch Spuren von Slowaken, die früher dort gelebt hatten, wie Kollár und wie Kuzmány, der, glaube ich, den ersten Versuch eines slowakischen Romans unternommen hat. [...]

Die Jahre 1900–1910

[...] Das politische Parteiwesen ist natürlich, aber es hat seine guten und schlechten Seiten, wie alles Menschliche. Alles läßt sich mißbrauchen; es kommt darauf an, ob die Menschen anständig und gebildet sind. Ich für meine Person glaube auch in diesem Fall mehr an die Menschen als an die Einrichtungen, an die Parteien.

Gewiß ist es ein interessantes Problem, warum bei uns so viele Parteien entstanden sind, während die Engländer oder Amerikaner mit zweien oder dreien auskommen. Es ist nicht unser Spezifikum, unsere Deutschen sind analog geteilt. In beiden Fällen lag die Ursache dieser Zersplitterung eigentlich in Wien. Wien herrschte und verwaltete, der Reichsrat und die Landtage waren der Regierung und der Krone untergeordnet; dadurch trugen die Parteien nicht die Last der Verantwortung, und der Regierung schadete es nicht, wenn sie sich zersplitterten.

Diese österreichische Erziehung ist bisher nicht überwunden; wir wünschen uns die Entösterreichifizierung, leben aber tatsächlich nach der alten Gewohnheit. Daß nach dem Umsturz 1918 die

kleineren Parteien sich einigten und die Nationaldemokratie bildeten, war in der Idee ein guter Versuch ebenso wie der, daß man an die Bildung größerer Blocks zu denken beginnt. Darin ist schon ein größeres Verständnis für den Staat zu erblicken.

Staatsmänner sind nur diejenigen Politiker und Persönlichkeiten, die in allem, was sie tun, wirklich das Interesse des Staates im Sinn haben. Für sie gibt es nur *eine* wahre Politik: die Harmonisierung kleinerer Teile zu einem Ganzen, die Zusammenfassung von Organisationen, die Vereinheitlichung aller Bestrebungen. Eine solche Politik überschreitet auch die Grenzen des Staates. Einer solchen Politik bedarf unsere Zeit, die Nachkriegszeit.

*

Mir stand zeitlebens das literarische Organ der Politik nahe: die Zeitung. Auch heute wäre ich wohl Journalist, wenn ich nicht ein anderes Handwerk ausübte.

Als Student, etwa im Jahre 1876, schrieb ich von Wien aus unter dem Kennzeichen -y- in Zeitungen. In Prag vereinbarte ich, es mag 1885 gewesen sein, die wissenschaftliche Rubrik der „Národní listy“ zu leiten. [...]

Seit 1900 erschien »Čas« als Tageszeitung, seitdem ging ich regelmäßig in die Redaktion und gab mehr Ratschläge, als daß ich selber geschrieben hätte. Die beste Erinnerung an die Zusammenarbeit habe ich aus dem Jahre 1914, als der Krieg begann; wir trafen uns – Dr. Herben, Ingenieur Pfeffermann, Kunte ich und später auch Beneš – und studierten die Kriegslage; daraus entstanden gute Artikel, sofern es die damalige Zensur zuließ. Ich selbst schrieb damals zwei Artikel für »Naše doba«, in denen ich die Kräfte der beiden kämpfenden Lager verglich.

Ich befürchtete, daß der Krieg, wenn er kurz war, uns nicht befreien werde, selbst wenn Österreich eine Niederlage erlitt; wir waren unvorbereitet, und die kriegführenden Mächte wußten fast gar nichts von uns. Nun, ich stellte Überlegungen an, wer länger durchhalten werde – ich fürchtete, daß der Krieg nur kurze Zeit dauern werde, und machte mir selber Vorwürfe wegen meiner Grausamkeit, einen langen Krieg zu wünschen. [...]

Vor dem Krieg

Die letzten Jahre vor dem Kriege war ich als Abgeordneter tätig. Außerdem schrieb ich und gab mein Buch „Rußland und Europa“ heraus. Der deutsche Verleger Diederichs hatte meinen Nekrolog für Tolstoi gelesen, besuchte mich, und ich verabredete mit ihm, meine Studien über Rußland zu sammeln und bei ihm herauszugeben. Zwei Teile sind schon erschienen; den dritten, über Dostojewski, habe ich im Manuskript liegen. Ich möchte noch mancherlei schreiben, aber die Zeit, die Zeit fehlt mir dazu.

Im Jahre 1911 wurde ich zum Abgeordneten gewählt, Professor Drtina wurde nicht mehr gewählt. Wir hatten einen gemeinsamen Klub mit den Staatsrechtlern Prunar und Kalina und den mährischen Fortschrittlern Stránský sen. und Votruba. [...]

Merkwürdig, in meinem Leben wurde ich so oft in verschiedene Fragen und Konflikte verwickelt, häufig auch gegen meinen Willen; ich meinte manchmal, durch so verschiedene Interessen meine Zeit zu verlieren. Erst während des Krieges erkannte ich, daß alles, fast alles, was ich je getan habe und was mir begegnet ist, zu etwas gut war.

Gut war und kam mir während des Krieges zustatten, daß ich halb als Slowake geboren war, daß ich unter Slowaken gelebt und mit ihnen gearbeitet hatte; ich konnte während des Krieges für sie und mit ihnen sprechen wie einer von ihnen. Gut war, daß ich in Wien studiert hatte und dort bekannt war. Als Abgeordneter beobachtete und verfolgte ich bewußt den Wiener Hof, die Militärs, den Adel und die hohe Bürokratie. Alle diese Kenntnisse kamen mir zustatten, als ich während des Krieges auf den moralischen Zusammenbruch und den unabwendbaren Untergang Österreichs hinwies. [...]